

# Olten - die verkannte Dreitannenstadt

Autor(en): **Schlappner, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **38 (1980)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658752>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Olten – die verkannte Dreitannenstadt

Olten ist in die neue schweizerische Literatur eingegangen. Jammers heisst die kleine Stadt an der Aare in den Romanen von Otto F. Walter, der in der Region Olten geboren und aufgewachsen ist. Er hat – so widerspenstig er auch gegen das Kleine und Kleinbürgerliche seines Heimatortes wettet – die Erinnerung an die Kleinstadt bewahrt, und sie ist, mit Widerspruch verfolgt, schöpferisch zu seinem schriftstellerischen Ausgangsort geworden. Die alte kleine Stadt mit den spätgotischen Ringmauerhäusern aus grobem Stein, in denen es noch tiefe Keller gibt, wenn auch die Schutzwehr nicht mehr besteht; mit dem Fluss, der Aare, die den Ort in zwei Teile zerschneidet; mit dem Stadtturm und der Stadtkirche; dem Durchgangsbahnhof und den Eisenbahnwerkstätten, mit der Hauptgasse; den Wäldern und den Steinbrüchen, den Weihern und den Burgruinen, der Zementfabrik und der Holzbrücke.

Gewiss, andere Ortschaften noch, aus Oltens unmittelbarer Umgebung, aus dem Solothurnischen und dem Aargau, haben zu diesem Stadtbild von Jammers insgesamt beigetragen. Im allgemeinen und vor allem in besonderen Einzelbeschreibungen indessen erkennen die Oltner darin, voller Widerstand dagegen, das Spiegelbild ihrer Stadt; ein verzerrtes also. Dass er die Einwohner dieser Stadt als kleinbürgerlich, ja sogar als ordnungswütig geschildert hat, nehmen viele Oltner dem Schriftsteller übel. Dabei berufen sie sich trotzdem auf den alten Oltner Geist, der in frühen Zeiten ein freier demokratischer Geist einer kleinen, sehr selbständigen Stadt gewesen war. Und der – nachdem der Bischof von Basel, der Olten von den Froburgern und deren Nachfolgern übernommen hatte, seinerseits mit den Solothurnern zu einem Kaufabschluss gekommen war – sich als der helvetisch-mythische rebellische Geist einer immer noch sich frei dünkenden und deshalb sich ständig gegen den Untertanenstand auflehnenen Stadt empfunden hat.

Olten ist in die Geschichte eingegangen. Wenn vom grossen Landesstreik zu En-

de des Jahres 1918 die Rede ist, wird der Namen dieser Stadt erwähnt; mit ihm hatte sich damals das leitende Komitee benannt. Und dass dieses Komitee eben in Olten sich ansiedelte, hatte von der Tradition der während Jahrhunderten widerständischen Stadt her seinen unmissverständlichen Sinn. Manches, was eidgenössische Geschichte auslöste, war von Olten aus vorausgegangen – angefangen zumindest bei der Volkswohlfahrt der Helvetischen Gesellschaft. Das berühmte Wort, dass die Volkssouveränität ohne Rückhalt ausgesprochen werden soll, wurde zwar von der Treppe vor dem Gasthof Rössli in Balsthal ausgerufen, aber der, welcher es ausrief, war Josef Munzinger aus Olten. Er war denn 1848 auch einer der ersten Bundesräte; sein Denkmal steht, als kleiner Obelisk gebildet, am Aarequai, unweit der Altstadt mit demjenigen von Maler Disteli, Johann Trog und Ildefons von Arx.

Carl Hilty hat einmal gemeint, Olten sei stets ein Ort von besonderer Freiheitsluft gewesen. Und die Oltner selber meinen das nach wie vor. Dieses Selbstverständnis reicht in mittelalterliche Zeiten zurück, als die kleine Stadt, in der Oberherrschaft wechselnd zwischen den Grafen von Froburg, ihrer Gründerfamilie, den Kyburgern, Habsburgern und anderen adligen Geschlechtern und schliesslich den Bischöfen von Basel, ein weitgehend selbständiges städtisches Leben geführt und dabei demokratische und wirtschaftliche Freiheiten und Rechte genossen hatte, die sie zu einer grossen Blüte brachten. Nachdem die Stadt im Jahre 1426 an die Solothurner verpfändet worden war, sank sie zum Untertan der patrizischen Herren herab.

Olten ist in die Malerei eingegangen. Das tat die damals winzige Stadt dank Martin Disteli, ihrem grossen Sohn. Der war, in der Zeit der Restauration und ab 1830 in der Regeneration, der streitbare Zeichner des revolutionären Liberalismus; der alte Goethe liebte ihn gar nicht, Gottfried Keller hat ihn gefeiert. Sein Werk und das Bildnis seiner Person, des schnauzbewehrten Mannes, der

als Offizier der Freischaren den Baselbietern zu Hilfe vorstand, sind in Olten noch heute gegenwärtig. Der «Distelschnauz», wie das Volk ihn nannte, ist bis zu dieser Stunde – ob geprüft oder unverbindlich kolportiert – die Identifikationsfigur dessen, was die Oltner selber ihren Oltner Geist nennen: Olten als der Ort besonderer Freiheitsluft. Martin Disteli kämpfte als Zeichner und Maler, als Karikaturist und Illustrator, als Bürger und als Oberst für die liberale Demokratie und für die Rechte des Volkes. Er kämpfte gegen Aristokratie, Konservatismus (in seiner Zeit) und ultramontanen Klerikalismus. Als Künstler stellte er sein Atelier in das Volksleben. Er war freilich auch ein Zeichner der Idylle, dabei ein Entdecker der Natur; von ihm stammen einige Gebirgs panoramen. Und er war der erste Reporter mit dem Zeichenstift, notierte als solcher auch alpinistische Pioniertaten. Auch als Kirchenmaler hat er sich hervorgetan; er, der strikteste Gegner des ultramontanen Klerus seiner Zeit, malte – so im Entwurf zum Chorbild in der Stadtkirche – das jüngste Gericht in einem undogmatischen Verständnis von religiösen Themen.

Das Werk des Künstlers, bei dessen Tod Jeremias Gotthelf in frommer Unbarmherzigkeit schrieb, dass der Tote in «furchtbarem Wahn, als sie eine Sklaverei, die Ordnung hasste und zur Strafe durch die Unordnung verzehrt ward», ist in seiner Vaterstadt, nicht zuletzt dank der sorgsam Pflege seines künstlerischen Vermächtnisses im Kunstmuseum am Hübeliplatz bei der Stadtkirche, lebendig geblieben. Wer möchte in diesem Werk, das im Format zumeist die Bescheidung des Biedermeiers besitzt, im Geistigen und Politischen aber die Hitzblütigkeit eines demokratischen Radikalismus, nicht auch jene menschliche Bedeutung eines Künstlers zu erkennen, der aus Pathos und Temperament das Monumentale zwar liebte, ein jedes seiner Monumentalbilder aber auf kleinste Masse reduzierte.

Olten ist in den Verkehr eingegangen. Als die Eisenbahnen in der Schweiz ge-

baut wurden, drängte Olten sich auf als deren Knotenpunkt der wechselnden Richtungen zwischen Nord und Süd, West und Ost. «Drehscheibe der Schweiz» nannte man daher lange Zeit die Stadt. Sehr oft ist von Olten noch etwas anderes nicht bekannt als eben dieser Übername, und der im Bau befindliche Ausbau der Bahnanlagen hängt nicht allein mit der gegenwärtigen Expansion der Stadt zusammen. Seit Autobahnen bestehen, ist die Lage nicht besser geworden; weiterhin, wie mit der eiligen Bahn, fahren die Leute an der kleinen Stadt an der Aare vorbei, nehmen sie zwar als Silhouette mit Fluss und Turm wahr, lernen sie indessen höchst selten kennen.

Die Oltner selbst lassen ihren Ort weit lieber die Dreitanenstadt nennen. Und dazu gibt es Grund. Sie liegt, so weit sich ihre neuen Quartiere auch ausgedehnt haben mögen, noch immer geborgen zwischen den Bergen des Juras und seinen Wäldern. Gegen Norden schützt mit eckigen Schultern, waldbestellt, am Unteren Hauenstein, der alten Handelsstrasse, die Froburg den Ort; im Süden, mit leichtem Bogen gegen Osten und Westen, liegen die niedrigeren Waldhügel des Born und des «Säli». Die beiden sind durch die Aare voneinander getrennt; die Stelle, die der Fluss zwischen beiden passiert, heisst die Klos: durch sie geht der Blick südwärts. Es gibt Tage, da kann man von der alten wie von der neuen Aarebrücke aus durch ihren engen Einschnitt hindurch fern und schwärmerisch abseits die Alpen erschauen.

Die drei Berge sind mit Tannenwäldern besetzt. Die drei Tannen im Wappen der Stadt haben daher ihren gerechten Platz. Und bevor Olten eine Eisenbahnstadt wurde, war sie längst schon eine Stadt der Übergänge zwischen Berghöhen und am Fluss: also eine Stadt des Verkehrs. Der Name Olten, 1201 als Oltun erstmals in einem Pergament des Klosters St. Urban aufgeführt, mag von einem keltisch-gallischen Olledunum oder Oltedunum abgeleitet sein; er hat jedenfalls einen dunklen, ja fast finsternen Klang und weist auf Geborgenheit und

Gefahr zugleich hin. Gedeutet werden mag er als eine Siedlung am Flussgehölz – bis dicht an die Ufer der Aare gab es in uralter Zeit Eichenwälder, und noch bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts sollen diese im vorörtlichen Gelände, in der Ey und im Gheid, gestanden haben.

Olten ist aus der Steinzeit hervorgegangen. Die Bodenforschung hat ergeben, dass die Besiedlung an dieser Stelle, wo der Übergang über die Aare am engsten ist, schon in Urzeiten bestanden hat. Im Historischen Museum von Olten sind die zahlreichen Funde zu besichtigen, die von den vorgeschichtlichen Wohnplätzen der älteren und der Neusteinzeit als – das für die Schweiz reichhaltigste – Erbgut für ein altertumsbewusstes Bürgertum hinterlassen worden sind. Und die auf Selbständigkeit bedachten Oltner haben, nachdem sie einmal an die Solothurner verpfändet worden waren und während etlicher Jahrhunderte als deren Untertanen sich hatten bescheiden müssen, stets mit rebellischer Selbstachtung darauf verwiesen, dass das von den Römern im vierten Jahrhundert errichtete Castrum mindestens ebensogross gewesen ist wie Salodurum. Das um so mehr, als Solothurn nach eigenem Selbstverständnis damals wie heute von sich hielt, es sei die grösste römische Stadt nebst Trier im keltisch-gallischen Land.

Olten ist in den Städtebau eingegangen. Die Altstadt, obwohl heute auf die Hälfte ihrer Anlage von einst reduziert, bildet als Ganzes noch immer einen städtebaulichen Raum von einmaliger Geschlossenheit. Zur Altstadt, die auf dem linken Ufer der Aare hinter der weitgehend weiterhin intakten Ringmauer liegt, führt über den Fluss die Alte Brücke. Sie ist eine der wenigen grossen und schönen hölzernen Brücken, die es in der Schweiz noch gibt. Ihren Ursprung hat sie in der Zeit der Froburger, der Grafen, welche das frühzeitliche Dorf Olten als eine Stadt neu gründeten. Die Alte Brücke von heute stammt aus dem Jahr

1803. Erbaut wurde sie von Blasius Baltenschwiler aus Laufenburg. Eisgänge und Wassergrössen haben sie seit dem Jahre 1295, in welchem die Holzbrücke urkundlich zum erstenmal erwähnt wurde, mehrmals zerstört. Und es kam vor, so im Jahr 1653 im Bauernkrieg, ein anderes Mal 1798 beim Einfall der Franzosen, dass sie in Kriegswirren auch verbrannt wurde.

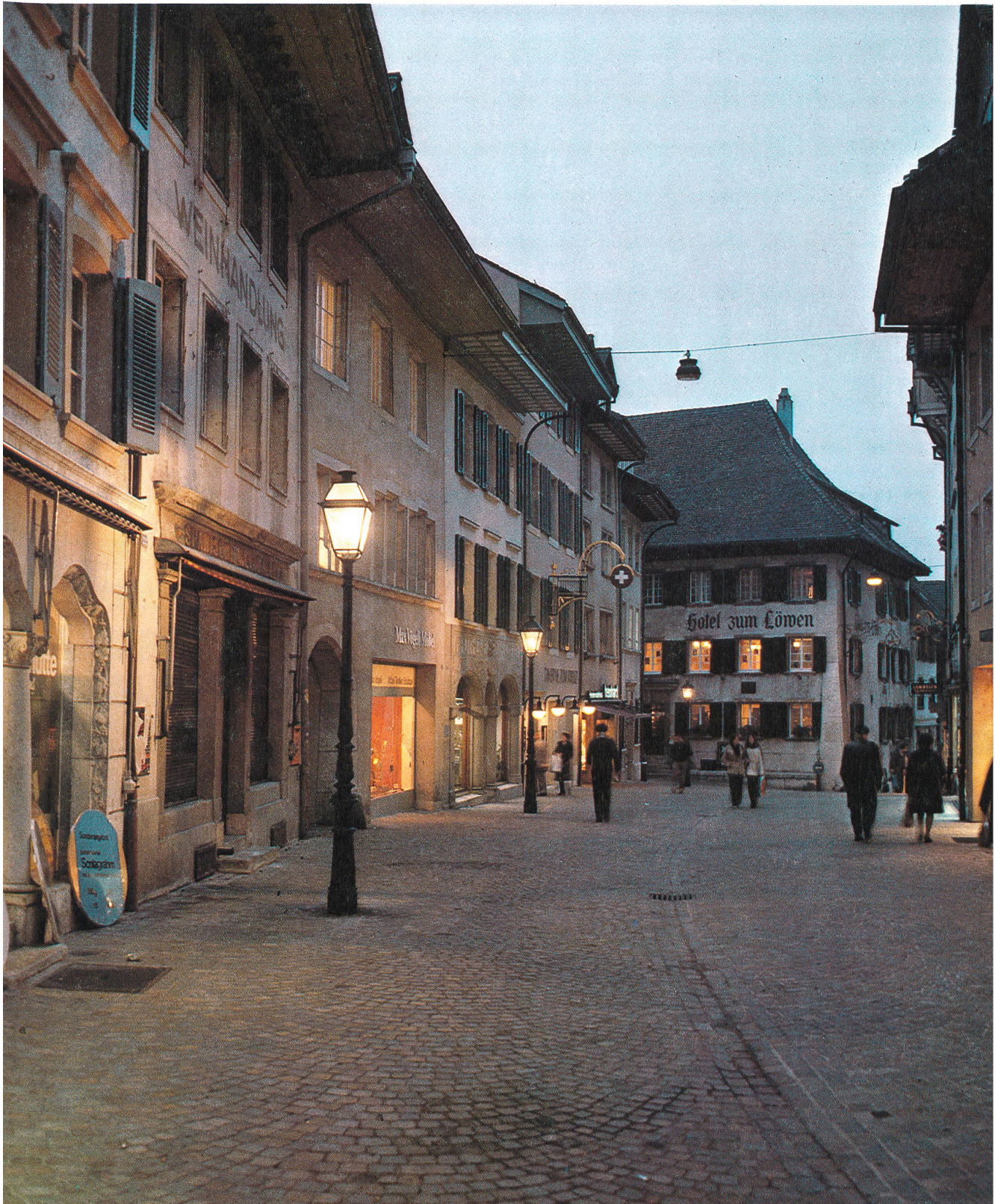
Was von der alten Stadt übriggeblieben ist, teilt sich, überschreitet man vom rechten Ufer der Aare her die Alte Brücke, im wesentlichen in die Stadt linksseitig und in die Stadt rechtsseitig ihrer Einmündung ins linke Ufer am Stalden nahe beim Gasthaus zum Löwen. Der ist, auch der «alte Löwe» genannt, das älteste Gasthaus der Stadt und heute Sitz sowohl städtisch-bürgerlicher Tradition, nämlich der Hilari-Zunft, als auch Sitz der gepflegtesten gastronomischen Kultur. Rechtsseitig am Fluss schliesst die kurze alte Häuseringmauer ab mit dem herausragenden Zielempturm, wo einst die Vögte der Froburger ihren Amts- und Wohnsitz hatten, lange Zeit daneben auch das Gefängnis war. Heute birgt sich im Keller des Turmes ein Kleintheater, und eine Galerie ist in den alten Wohn- und Residierräumen eingerichtet worden.

Links von der Alten Brücke rundet sich, von der Aare nach rechts über dem kanalisiertem Verlauf des aus dem Buchsgau und dem Balsthalertal strömenden Dünernbachs abbiegend, der unzerstörte Teil der Altstadt mit dem gemächlichen Bogen der Bürgerhäuser, die, spätgotisch hoch und schmal aufgerichtet und gegen aussen fast ohne Fenster, die äussere Front der Stadtmauer bildeten. Im inneren Teil öffnet sich, seit kurzem erneuert und in hervorragender Weise, aber auch kostspielig wieder bewohnbar gemacht, die Wohnseite der Ringmauer. Inmitten des Platzes, der so sich formiert und der benannt ist nach Ildefons von Arx, dem ersten grossen Historiker Olten's, aus altvertrauter Familie, erhebt sich der Alte Turm. Er ist der einstige Glockenturm der ersten Martins-Kirche der Stadt, die anfangs











nicht mehr war als eine einfache Dorfkirche, umgeben vom Friedhof. Sie wurde 1844 abgetragen; ihren Turm aber hatte schon 1521 der Solothurner Baumeister Konrad Gibelin erneuert. Der Käsissenhut des Turms wurde allerdings im Barock durch den rundförmigen Helm, der noch heute über der Altstadt das Wahrzeichen Olten's versetzt, ersetzt.

Der Oltner Geist ist sehr alt. Schon im Mittelalter wird er beglaubigt. Denn 1383, als die Solothurner und die Berner die Stadt belagerten, um sie gemeinsam in ihren Besitz zu bringen, entschied über ihr Schicksal eine Hexe. Sie, die im sogenannten Hexenturm wohnte, der noch heute die linksseitige Front der Altstadt über Dünern und einstigem Gewerbeviertel unterhalb des Stadtgrabens abschliesst, beschwor über die Belagerer ein Unwetter herauf, das deren Erfolg verhinderte. Verbrannt wurde die Hexe nicht, was darauf hinweist, dass die Oltner noch heute, sei's aus Toleranz, sei's aus freiheitlichem Stolz, keinen verbrennen.

Olten ist in die Gastronomie eingegangen. Wer in Olten früher Weinbergschnecken zu essen liebte, liess diese sich herrichten im Kapuzinerkloster, das als letzter Bau der westlichen Altstadt am Klosterplatz noch erhalten ist. Ihm gegenüber steht das Gasthaus, das sich «Rathskeller» nennt. Ihm gegenüber befindet sich, über ein kleines Platzgeviert hinweg, das einstige Kornhaus, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammend, und im Rücken zu diesem, der Hauptgasse zugewandt, das ehemalige Rathaus, das heute die Stadtbibliothek beherbergt.

Leicht abgewinkelt zu ihr steht der früher so genannte «Löwe». Seit wenigen Jahren wird seine Küche, die lange Zeit der Rede nicht wert war, von einem jungen Wirtepaar geleitet, die ihren Ruhm, trotz der Nouvelle Cuisine, bei solcher Qualität weiterhin nicht einbüßen dürfte. Was hier auf den Tisch kommt, hat den Rang der Grande Cuisine. Auch im Restaurant zur Schützenmatt, vom Zen-

trum der Stadt, an der Strasse zum Kleinholz, etwas abgelegen, den Eingeweihten, auch den auswärtigen, jedoch einen Spaziergang wert, wird in genialischer Laune die Küche mit Liebe gepflegt. Der Liebhaber von Fischgerichten kommt vor allem in dem kleinen Restaurant Zollhaus, am rechten Ufer der Aare den Eingang zur Alten Brücke bewachend, zu seinem bevorzugten Genuss. In der Hauptgasse, an die Stelle des längst veralteten «Kreuz» getreten, das geschmackvoll restaurierte – Elemente des Jugendstils nostalgisch zur Atmosphäre gestaltend – neue «Kreuz» mit einem gepflegten Restaurant. Und draussen, am rechten Aareufer, von diesem weg gegenüber dem Waldfriedhof Meisenhard, an der Ausfallstrasse nach Starrkirch, die «Felsenburg» von früher, unter dem Namen «Chez Salsi» zu einem genussreichen italienischen Restaurant geworden.

Olten ist in die Architektur eingegangen. Die Altstadt mit ihren in der Regel noch spätgotischen Häusern, ihren schönen, wenn auch keineswegs prangenden Einzelbauten wie eben dem Rathaus aus dem Jahr 1705 bildet zusammen mit der Alten Brücke eine noch immer verbundene Einheit. Wandert man aber vom Stalden pfeilschussweit die Hauptgasse hinauf, lässt sich dabei von eingeschobenen massstablosen Geschäftsbauten nicht stören, dann ist man vorbereitet auf die Öffnung des Blicks dort, wo das Obertor gestanden hat, des Blicks auf die Stadtkirche mit dem Kirchplatz und der Kirchgasse davor.

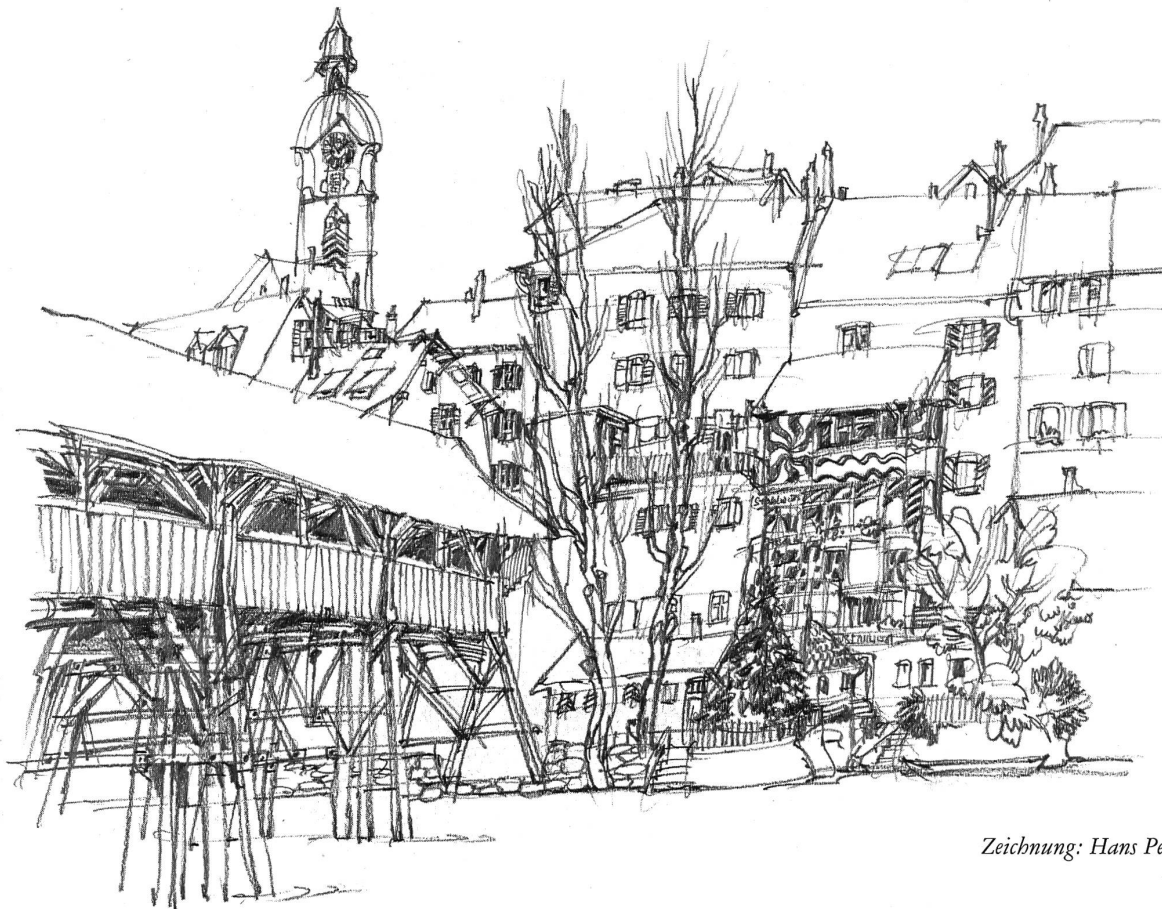
Auch diese alte neue Stadtkirche ist nach dem heiligen Martin, dem Bischof von Tours, benannt. Erbaut wurde sie ausserhalb des alten Stadtrings im Jahre 1805 von jenem Baumeister Blasius Baltenschwiler, der auch die letzte und seither denkmalpflegerisch umsorgte Holzbrücke erstellt hatte. Baltenschwiler lagen die Pläne von Joseph Purtschert vor sowie Abänderungen dazu von Paolo Antonio Pisoni, der die Kathedrale von Solothurn vollendet hatte. Purtscherts wegen hat man die in ihren Massen

mächtige Kirche als ein letztes Werk der Vorarlberger Bauschule bezeichnet. Ganz gewiss verdient das Gotteshaus den Ruhm, der vollkommenste klassizistische Kirchenbau der Schweiz zu sein. In der Architekturgeschichte unseres Landes stellt er, mitsamt spätbarocken Einschiebseln, einen Sonderfall dar. Seine Strebepfeiler und Emporen strukturieren ausgemessen und kräftig das grossräumige, ganz weiss gehaltene Innere. Die grossformatigen Deckenbilder des Willisauers Xaver Hecht schliessen behütend die sehr lichtstarke, ausnehmend helle und fröhliche Kiche nach oben ab. Den Chor beherrscht das mächtige Altarbild vom Jüngsten Gericht, das Martin Disteli entworfen und das Sebastian Gutzwiler aus Basel nach dessen Tod ausgeführt hat.

Von der Terrassentreppe der Kirche schweift der Blick hinüber auf die geschlossene Front der sogenannten Chorherrenhäuser. Fidel von Thurn, der Landeshofmeister des Stiftes St. Gallen, hatte zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die Absicht gehabt, das Chorherrenstift Schönenwerd und dazu die Messe von Zurzach nach Olten zu verlegen. Die Häuser wurden zwar gebaut, die Übersiedlung aber kam, weil die Toggenburger Wirren und nachfolgend der Zweite Villmerger Krieg Unruhe schufen, nicht zustande. Die Häuser, einheitlich in der Erscheinung dank den durchgehenden Fensterbänken, den breiten Fronten und behäbigen Portalen, dank auch den schlanken Giebelaufzügen, sind heute teilweise zerstört durch unsachgemässe Schaufenstereinbauten. Sie haben ihre Geschichte ohne Chorherren dennoch: In der «Krone» hielt in den Jahren 1781 bis 1794 die Helvetische Gesellschaft ihre berühmten Versammlungen ab, die zur Erneuerung schliesslich der Eidgenossenschaft führten.

Olten ist in die Expansion eingegangen. Olten – rund 20 000 Einwohner zählend – hat heute nicht mehr nur die eine Stadtkirche, die nach dem Ersten Vatikanum Schauplatz des Widerstandes gegen die neuen Dogmen geworden ist





Zeichnung: Hans Petter

und seither das Gotteshaus der Christkatholiken abgibt. Neue Kirchen haben, links und rechts der Aare, die Römisch-Katholiken – diese eine zweite Martins-Kirche in neuromanischem Stil – und die Protestanten. Dort, wo die neuen Quartiersiedlungen Oltens hauptsächlich entstanden sind, nämlich rechtsufrig im Bifang und Fustlig und gegen den Weiler Wil zu, gibt es eine Kirche zumindest zu bewundern, die der schöpferischen Begabung der zeitgenössischen Architektur Ehre einbringt. Oltens Neustadt, vielfältig verschachtelt durch die topographischen Gegebenheiten, hat sich seit den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts mit dem Einzug der Eisenbahner entwickelt – eine adrette kleinbürgerliche Gartenstadt, die noch weitgehend besteht. Erst wieder die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg förderten die Ausdehnung weit hinaus über jene Wiesen und Weiden, die schon der ersten Neusiedlung rings um die alte Stadt herum hatten weichen müssen. Heute sind überall, auch in den älteren Neuquartieren, die Ränder der Wälder ringsum erreicht, stossen sich die Bauten eng an den Fluss. Und im Inneren der Stadt, im

Einzugsgebiet der Baslerstrasse und ihrer Querzüge wie der Bleichmattstrasse, wo das Geschäftszentrum sich verfestigt hat, hat sich, die niedrigen biedermeierlichen Bürgerhäuser von einst verdrängend, die Zone auch der Hochbauten, der Hochhäuser sogar ziemlich willkürlich eingenistet. Sogar die ehrwürdige Stadtkirche am Kirchplatz scheint sich geduckt zu haben, seitdem gleich neben ihr, städtebaulich widersinnig, das neue Stadthaus zu den Wolken gipfelnd erbaut worden ist.

Da war es ein Glück denn doch, dass der Alte Friedhof, der einst ausserhalb lag und der, als die Stadt wuchs, als Begräbnisstätte aufgegeben wurde, nicht zum Bauland gemacht worden ist. Vielmehr wurde er umgestaltet zu einem Stadtpark. Der liegt – mit einem Soldatendenkmal von Jakob Probst – nun inmitten der neuen Quartiere, anschliessend an den bewaldten Hügel an der äusseren Baslerstrasse gegen den Wald des «Dickenbännli» und gegen den Vorort Trimbach hin. Hier hatte sich einmal, auf einem Felskopf, eine kleine Burg erhoben, der Hagberg.

Auch von der mächtigen Burg der Froburger hoch über der Stadt, gegen den

Unteren Hauenstein hin, welche die eigentlichen Gründer der Stadt Olten und weiterer Städte wie Aarburg und Zofingen sind, zeugen nur noch die Ruinen: seit langem sind sie beliebtes Ausflugsziel der Oltner. Und das nicht anders als, schräg gegenüber, aber rechts von der Aare auf einem etwas niedrigeren Waldhügel sich aufrichtend und die Klos des Flusses beherrschend, das Wahrzeichen der Stadt, die Wartburg, im Volksmund «Sälischlössli» geheissen.

Um 1870 wurde die Wartburg, die wenige Jahre zuvor bereits in den Besitz der Bürgergemeinde Olten übergegangen war, vor dem Zerfall gerettet: sie wurde im Stil der damaligen romantischen Rittervorstellungen erneuert, und eine erneute Renovation vor wenigen Jahren erst billigten die Oltner mit voller Zustimmung, gab sie doch der beliebten Burg mit ihren Zinnen und Türmchen den gerechten Platz nach Ansehen und Bedeutung wieder, die diese in der Bürger- und in der Untertanengeschichte seit dem zwölften Jahrhundert innegehabt hatte.